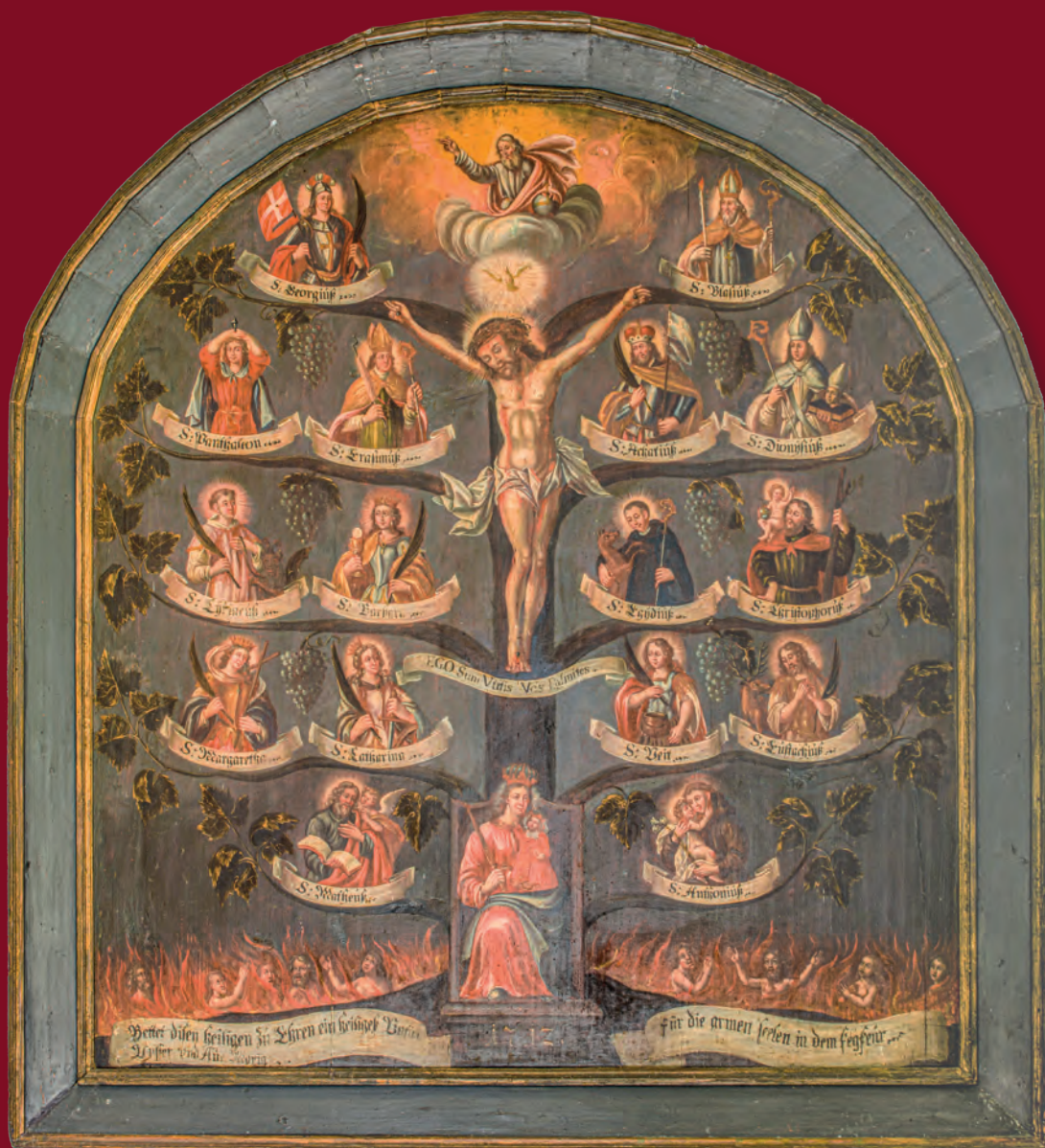


DIE VIERZEHN

DAS HIMMLISCHE VERSICHERUNGSPAKET

NOTHELFER



INHALT

ZWISCHEN KREATIVITÄT UND ABERGLAUBE	7	DIE VIERZEHN NOTHELFER	47
Früher wie heute: Gemeinsamkeiten	8	Eine stattliche Einsatztruppe	47
Auf der Suche nach Unterschieden	9	Die himmlische Bestätigung	52
Heiligenverehrung als Lebensform	11	Die Rückkehr der Toten	55
DIE GESCHICHTE DER HEILIGENVEREHRUNG	13	NÖTE UND NOTHELFER HEUTE	56
Die Anfänge der Heiligen	15	Das Schicksalhafte	56
Die mittelalterliche Helden-Schmiede	16	Die Ängste und der Druck	58
Von den Märtyrern zu den Bekennern	18	Der Markt der Nothelfer	59
Die großen Asketen	19	 	
Martin von Tours	21	ACHATIUS VON BYZANZ	61
Die Vermittlung zwischen Himmel und Erde	23	ÄGIDIUS VON SAINT-GILLES	69
Die Praxis der Heiligsprechung	25	BARBARA	79
Reliquien und Reliquienkult	26	BLASIUS	93
 		CHRISTOPHORUS	101
DIE LEBENSFORM DER HEILIGENVEREHRUNG	32	CYRIAKUS	111
 		DIONYSIUS VON PARIS	117
SCHUTZ – HILFE – WUNDER	37	ERASMUS VON ANTIOCHIEN	125
Patronate	37	EUSTACHIUS	133
Berufsheilige	39	GEORG	141
Wetterheilige	39	KATHARINA VON ALEXANDRIEN	153
Persönliche Helferinnen und Helfer	40	MARGARETA VON ANTIOCHIEN	163
Die Frage nach den Wundern	43	PANTALEON	171
 		VITUS	179
 		Literatur/Bildnachweis/Autoren	188

ZWISCHEN KREATIVITÄT UND ABERGLAUBE

Schaurige Drachen, blitzende Schwerter, siedendes Pech, endlose Gänge von Eis, Figuren mit dem Kopf unterm Arm, Särge im Meer, erleuchtetes Wild in lichtdurchfluteten Wäldern, magische Türme, Erscheinungen und Miss-handlungen, lustvolles Quälen und widerständiger Heldenmut, wilde Tiere, geheimnisvolle Vögel, hünenhafte Figuren mit übermenschlichen Kräften, Hundsgesichtige, Schwefeldämpfe und Feuererscheinungen, schöne Frauen und gehässige Folterknechte. Nicht zuletzt Heldinnen und Helden, die das alles glorreich überstehen.

Was aufs Erste klingt wie das Drehbuch eines zeitgenössischen Fantasy-Films, sind Szenen spätmittelalterlicher Heiligenlegenden; wobei jene der Vierzehn Nothelfer in besonderer Weise herausragen. Wollte man heutigen Menschen solche Heiligengeschichten erzählen, es käme vermutlich nicht gut an: altmodisch, rückständig, typisch Mittelalter! Wer glaubt denn noch so einen Blödsinn! Derartiger Unsinn scheint aufgeklärten Menschen nicht mehr zumutbar zu sein.

Klickt man sich aber durch die einschlägigen Fernsehkanäle der Fantasy-Welt von „Herr der Ringe“ bis „Game of Thrones“, taucht alles wieder auf. Da wimmelt es nur so von tapferen Figuren, Drachen und phantasievollen Geschichten, heldenhaften Märtyrern und unverwundbaren Erlösern. Und nicht nur dort: Auch James Bond übersteht in Serie jede noch so grausame Tortur ähnlich den frühchristlichen Märtyrerlegenden. Die Drehbuchautoren der modernen Filmindustrie scheinen wie in Endlosschleifen aus den alten Sagen und Legenden zu schöpfen. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!“ (Koh 1,9)

FRÜHER WIE HEUTE: GEMEINSAMKEITEN

Fantasy-Geschichten sind immer auch verbunden mit einem Stück Horror und Nervenkitzel. So hat man vermutlich schon am steinzeitlichen Lagerfeuer begonnen, Geschichten zu erzählen, die immer spannender ausgeschmückt und mit unheimlichem Kitzel versehen wurden. Dieses Spiel von Reiz und Entspannung, von Angsterregung und Beruhigung hat an sich etwas Lustvolles. Auch das Erzählen und Zuhören als solches bildet eine menschliche Konstante, die Gemeinschaft schafft und Kohärenz, sinnstiftende Zusammenhänge; das Erzählen ist nicht nur für Kinder attraktiv. Ebenso wurden die Märtyrerlegenden rund um die Vierzehn Nothelfer im Mittelalter immer phantasievoller ausgeschmückt mit fraglos sich ständig erhöhendem Gruselfaktor. Das erzählerische Spiel mit dem Nervenkitzel war mit Sicherheit dabei, heute wie damals.

Befragt man Fantasy-Fans, so schwärmen sie von der Flucht in phantasievolle Gegenwelten, eine Flucht aus dem manchmal sehr einförmigen bis zwanghaften Alltag. Es macht Spaß, neue Welten zu kreieren, neue Figuren in ihrem noch ungewohnten Verhalten zu beobachten; auch wenn sie meistens bald wieder stereotyp werden. Phantasiewelten schaffen Entspannung, Ausgleich, Fluchten und Erholung, zumal von Anfang an klar ist, dass die Braven siegen und die Geschichte gut ausgeht – bei aller Spannung, die dazwischen produziert wird, und bei allen sympathischen Helden, die märtyrerhaft auf dem Weg dorthin sterben müssen. So entsteht in den Geschichten eine Art verlässlicher Zuversicht, wie sie der reale Alltag nicht immer garantiert. Auch an diesem Aspekt hat sich vermutlich nicht viel geändert.

Eine weitere Konstante ist zweifellos das Bedürfnis nach Helden. Als Hermann Maier, der „Herminator“, bei den Olympischen Winterspielen 1998 in Nagano nach seinem Horrorsturz drei Tage später eine Goldmedaille holte, stand er kurz vor seiner säkularen Heiligsprechung – nahe am Rang der Unsterblichkeit wie die antiken Halbgötter. Die Verehrung von Helden ist ungebrochen, wenn nicht durch die omnipräsente mediale Welt noch stärker denn je. Die Heldenverehrung von der Antike bis heute ist ein komplexes Phänomen. Einmal geht es um ein Stück Vorbildwirkung und Orientierung; auch wenn vermutlich niemand „Herminators“ Flug über die Piste imitieren möch-

te. Vielleicht machen Helden aber auch Mut, Eigenes zu überstehen oder etwas zu wagen. Als zumindest kleiner „Herminator“ könnte man sich ja schon einmal trauen. Für andere wieder mag es nur eine Flucht sein. Der Traum vom Helden wird dann zum Ersatz für das eigene Handeln. Das Fan-Sein, die persönliche Verehrung von Helden, kann auch eine Kompensation für mangelndes Selbstbewusstsein sein. Je großartiger die Person ist, die ich verehere, umso mehr steigt damit das eigene Gefühl der Grandiosität. Die Helden des Sports und des Kinos haben inzwischen die früheren Helden des Glaubens abgelöst. Das Bedürfnis nach Helden war aber sicher auch früher gegeben.

AUF DER SUCHE NACH UNTERSCHIEDEN

Wenn es schon nichts Neues unter der Sonne gibt, gibt es dann keinen Unterschied zwischen den spätmittelalterlichen Heiligenlegenden und modernen Fantasy-Spektakeln? Der Nervenkitzel war früher sicher mit im Spiel, wie auch der Gefallen an phantastischen Gegenwelten und dem Bedürfnis, charismatische Figuren hochzustilisieren und zu verehren. Auch einige magische Züge sind nicht auszuschließen. Sosehr die christlichen Missionare des frühen Mittelalters versuchten, frühere Kulte und den heidnischen Aberglauben auszulöschen, faszinierten die biblischen Wundergeschichten und nahmen die Heiligenlegenden zunehmend auch magische Züge an. Der Rationalismus der Kirchenväter und der im Volk gelebte Glaube waren kaum einmal deckungsgleich. Aber auch das ist nichts Neues, vergleicht man heute das rationale Wissen der Medizin mit den vielfältig wuchernden Heilpraktiken der Gegenwart.

In der frühen Neuzeit ging es der Heiligenverehrung erstmals an den Kragen. Für die Humanisten war es nur ein „Meer des Aberglaubens“ und so schreibt Erasmus von Rotterdam über die prominenten Nothelfer: „Nehmt einen Heiligen mit einer unterhaltsamen, poetischen Legende, wie den Georg, den Christophorus, die Barbara – ihr werdet sehen, dass der viel fleißiger verehrt wird als Petrus oder Paulus oder selbst Christus.“¹ In dieselbe Ker-

¹ Zit. nach Angenendt, Heilige und Reliquien, S. 234

be schlug Martin Luther, wenn er kritisiert, dass Christus ausgelöscht und „durch diese Scharen und Haufen von Mittlern und Fürbittern ersetzt“² wird. Der Bildersturm besonders der Zwinglianer und Calvinisten machte vielen Heiligenbildern den Garaus. Die inhaltliche Pointe von Erasmus und Luther bestand zu Recht. Die Heiligenverehrung wucherte im Spätmittelalter nicht selten so, dass der christliche Kern des Glaubens überdeckt wurde. Doch das Kind ließ sich nicht mit dem Bade ausschütten.

Das Konzil von Trient bekräftigte zwar die Verehrung der Heiligen, reduzierte aber den Heiligenkalender, propagierte vorrangig die Marienverehrung im Zuge der Gegenreformation und versuchte die vielen Formen der Frömmigkeit zu regulieren – manchmal mit mehr und manchmal mit weniger Erfolg. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Rom ein Weinberg einstürzte und sich darunter eine große Katakombenöffnung öffnete, wurden unzählige vermeintliche Märtyrergebeine über die Alpen gebracht, vermittelt von Kurienmitgliedern und Schweizergardisten. Manche der Gebeine sollen dem Vernehmen nach sogar nachträglich „getauft“ worden sein, um sie dann als römische Märtyrerreliquien gelten zu lassen. Es ist eine spannende und gleichzeitig kuriose Geschichte um diese sogenannten Katakomben-Heiligen und doch trifft die berechtigte Kritik an den Auswüchsen und Überwucherungen nicht den Kern der Sache.

Die Rationalität der beginnenden Moderne versuchte endgültig die Welt zu entzaubern. Der Kult um die Heiligen und ihre Reliquien wurde zunehmend als dumm und geschmacklos angesehen. „Legende“ und „Mythos“ qualifizierten die aufgeklärten Rationalisten als Ausdruck eines überholten, vorwissenschaftlichen Wissensstandes; mehr hatten sie dafür nicht mehr übrig. Für die neuen Ethnologen waren es „primitive Kulturen“, die einem ebensolchen Stadium der Geschichte der Menschheit entsprechen. Mit einem dieser Ethnologen hat sich der Philosoph Ludwig Wittgenstein eingehend befasst: James G. Frazer hat in seinem vielbändigen Werk „The Golden Bough“ (Der Goldene Zweig, 1890) Unmengen an religionsgeschichtlichem Material gesammelt. Doch für ihn waren diese Menschen nur „Wilde“, die so getan haben, weil sie es nicht besser wussten, weil ihre Weltanschauung auf Defiziten beruhte. Vermutlich kämen auch heutige Zeitgenossen, wenn

² Zit. nach Angenendt, S. 236

sie die Geschichten der Vierzehn Nothelfer lesen, zu dem Schluss, dass es sich nur um typisch mittelalterliche Dummheiten handeln kann; um sich dann zur Erholung eine Fantasy-Serie reinzuziehen.

Für Wittgenstein aber ist Frazer selber viel wilder als die meisten seiner vermeintlich Wilden. Ihn ärgert, dass er Menschen in ihren religiösen Praktiken so defizient darstellt, als wüssten sie es nur nicht besser: „So war also Augustinus im Irrtum, wenn er Gott auf jeder Seite der ‚Confessionen‘ anruft? Aber – kann man sagen – wenn er nicht im Irrtum war, so war es doch der buddhistische Heilige – oder welcher immer – dessen Religion ganz andere Anschauungen zum Ausdruck bringt. Aber *keiner* von ihnen war im Irrtum, außer wo er eine Theorie aufstellt.“³

HEILIGENVEREHRUNG ALS LEBENSFORM

Damit ist ein entscheidender moderner Irrtum auf den Punkt gebracht. Religiöse Praktiken sind keine Theorien, sondern „Lebensformen“, um einen späteren Begriff Wittgensteins zu verwenden. Solche Lebensformen kann man teilen oder nicht teilen. In der rationalistischen Perspektive Frazers erscheinen sie aber als Dummheiten. Dabei, so Wittgenstein, wird nicht plausibel, warum die Menschen so dumm waren, dass sie das alles aus purer Dummheit gemacht haben⁴. Der Mensch ist ein „zeremonielles Tier“⁵, auch wenn Wittgenstein den Begriff mit Vorsicht verwendet. Rituale, Kulte und religiöse Praktiken sind Teil des menschlichen Lebens, aber es sind Lebensformen und keine Theorien über etwas. Verstehen kann man sie vermutlich nur in ihrem Sitz im Leben und nicht, indem man ihnen vorwissenschaftliche Hypothesen zur Welterklärung unterstellt. Dazu nochmal Ludwig Wittgenstein: „Einem religiösen Symbol liegt keine *Meinung* zu Grunde. Und nur der Meinung entspricht der Irrtum. Man möchte sagen: Dieser und dieser Vorgang hat stattgefunden; lach', wenn du kannst.“⁶

³ Wittgenstein, Bemerkungen über Frazers „The Golden Bough“, S. 38f

⁴ Vgl. Wittgenstein, S. 39

⁵ Wittgenstein, S. 43

⁶ Wittgenstein, S. 40

Mit dem Begriff der Lebensform kann die Heiligenverehrung deutlicher abgegrenzt werden von zeitgenössischen Fantasy-Spektakeln. Bei allem, was in der Heiligenverehrung mitgespielt hat, und bei allen noch so kuriosen Auswucherungen, ist sie zuerst einmal eine Lebensform, die das Leben der Menschen sehr wesentlich geprägt hat. Die Heiligenverehrung diente nicht der Unterhaltung und Erholung, zumindest nicht primär dem Nervenkitzel oder der Lust am Phantastischen, sondern war ein zentraler Bestandteil der Lebensbewältigung. Das wird allerdings noch zu zeigen sein. Aus Wittgensteins Perspektive muss aber klar sein, dass Lebensformen nicht wahr oder falsch sind. Sie mögen einem nützlich erscheinen oder nicht, plausibel oder nicht. Man kann sie teilen oder eben nicht. Ihre Wirkung kann vermutlich nur ergriffen werden, wenn man eine Lebensform auch lebt. Wer weiß denn schon, ob die Nothelfer nicht heute noch funktionieren würden? Und welche Nothelfer sind an deren Stelle getreten? Wittgensteins Kommentar: „Lach', wenn du kannst.“

Noch etwas: Lebensformen sind grundsätzlich kombinierbar und können sich wohltuend überlagern. In einer weisen orientalischen Geschichte kommt ein Bauer an das Stadttor, um drinnen auf dem Markt sein Gemüse zu verkaufen. Unschlüssig, was er mit seinem Esel machen soll, fragt er einen vorbeikommenden Würdenträger: „Mullah, soll ich meinen Esel anbinden oder Allah vertrauen?“ Der Mullah antwortet: „Vertrau auf Allah und bind deinen Esel fest.“

DIE GESCHICHTE DER HEILIGENVEREHRUNG

Die Anfänge der christlichen Heiligenverehrung reichen weit zurück ins 2. Jahrhundert. Die ersten Belege einer Märtyrerverehrung stammen aus der Ostkirche aus der Zeit um 160: Polykarp von Smyrna war Bischof im heutigen Izmir (Türkei) und wurde vermutlich ein paar Jahre vorher von den Römern hingerichtet. In der westlichen Kirche entwickelte sich die Verehrung der Märtyrer während des 3. Jahrhunderts, in dem es längere, systematische Verfolgungen gab. Die frühe Christenheit ist in den ersten drei Jahrhunderten nicht ständig verfolgt worden. Zuerst waren es vor allem einzelne, besonders grausame Kaiser bzw. auch lokale Konflikte, die zu Verfolgungen führten und die vorerst auch lokal begrenzt blieben. Ab Mitte des 3. Jahrhunderts gab es erstmals gesamtstaatliche Verfolgungen. Diese spitzten sich, angeheizt durch die Verbreitung und den wachsenden Einfluss des Christentums im Römischen Reich, kurz vor der Konstantinischen Wende noch einmal ordentlich zu. Unter Diokletian und seinen Mitkaisern kam es zu grausamen systematischen Verfolgungen quer durch alle Provinzen des Römischen Reiches, und das für acht Jahre (303–311) mit unzähligen Hinrichtungen.

Nach einem Erlass von Kaiser Diokletian wurden christliche Gottesdienste untersagt, Sakralräume und christliche Schriften zerstört und Bischöfe eingekerkert. Christen durften auch keine Ämter im Staatsdienst annehmen. Die Zuspitzung der Verfolgungen lag aber im sogenannten Kaiseropfer. Es galt für alle die Todesstrafe, die sich weigerten, dem Kaiser als Gott zu opfern. Um die Christen vor der Hinrichtung zu bewahren, war es erlaubt bzw. sogar erwünscht, die sich Verweigernden durch Folter doch noch zum Kaiseropfer zu bringen. Damit waren die vielen Hinrichtungen durchwegs vorab mit grausamen Folterungen verbunden. Das Kaiseropfer wurde für die Christen zur mörderischen Nagelprobe. Ein Gallier hatte vermutlich weniger Probleme,

neben seinen mehreren keltischen Göttern auch noch dem Kaiser zu opfern. Der christlich-jüdische Ein-Gott-Glaube aber ließ ein solches Opfer nicht zu. Die Christen verrieten ihren Glauben, wenn sie dem Kaiser opferten.

Aus der Distanz betrachtet erscheint diese Verfolgungswelle wie das letzte grausame Aufbäumen des römischen Staates gegen die neue, nicht mehr wirklich zu unterdrückende Religion. Spätestens die Mailänder Vereinbarung Kaiser Konstantins von 313 brachte die Wende und damit das Ende der Verfolgungen. Die zuletzt gerade im Osten des Reiches besonders grausame Verfolgungswelle ist relativ verlässlich dokumentiert in einer Schrift des Eusebius von Cäsarea (264–340), dem Vater der Kirchengeschichte: „Über die Märtyrer in Palästina“. Seine Schilderungen beinhalten teilweise Selbsterlebtes bzw. gehen viele auf Berichte von Augenzeugen zurück. Immer noch berührend ist, wie manche Märtyrerinnen und Märtyrer furchtlos und mutig die sadistischen Qualen über sich ergehen ließen oder dann sogar freudig betend und singend dem Tod entgegengingen.

Mitte des 3. Jahrhunderts waren die Augenzeugen des Evangeliums schon längst verstorben, ebenso die sogenannten apostolischen Väter, die noch einen der Apostel (angeblich) persönlich kannten. Seit Ende des 2. Jahrhunderts etwa war zumindest entschieden, welche Evangelien zum Kanon des Neuen Testaments gehören sollten. Es war eine Zeit des Übergangs von der begeisterten Bewegung, die noch nicht allzu viel Struktur brauchte, zu einer umfassenden Organisation, die bereits dabei war, eine eigene Theologie zu entwickeln. Das Christentum breitete sich kontinuierlich aus im Römischen Reich und die bisherigen Verfolgungen konnten hier nichts bewirken. Unter den Kaisern Decius (249–251) und Valerian (253–260) kam es zur ersten gesamtstaatlichen Christenverfolgung, deren Höhepunkt die grausamen Jahre von Diokletian und Galerius (303–311) bildeten. Damit stellte sich die Frage der Zukunft der christlichen Bewegung noch einmal neu. Plötzlich ging es nicht mehr um Organisation und Theologie, sondern um die existenzielle Frage: Verrat des Glaubens oder Hinrichtung. Selbstverständlich standen nicht alle gläubigen Christen vor dieser Entscheidung. Es waren vor allem exponierte Personen (Gemeindevorsteher, Bischöfe, Diakone usw.) oder sich durch ihr charismatisches Bekenntnis besonders exponierende Personen, die in diesen Jahren ihr Leben für den Glauben lassen mussten.

DIE ANFÄNGE DER HEILIGEN

Was diesen Märtyrerinnen und Märtyrern widerfuhr, löste nicht nur Entsetzen und Mitleid aus. Es entwickelte sich gleichzeitig eine anhaltende Faszination gegenüber diesen Menschen, die trotz Folter und Tod klar und oft auch freudig zu ihrem Glauben an Christus standen. Damit wurden sie in der Zeit der Verfolgung und dann weit darüber hinaus zu Vorbildern im Glauben. Diese Vorbilder vermittelten Orientierung und Bestätigung und nicht nur das: Sie machten einfach Mut. Das machen solche Helden aus, dass man sie anzapfen kann, wenn man es braucht.

Es gibt keine Religion ohne die Verehrung von als ‚heilig‘ geltenden Personen. Vorbilder, die man persönlich bewundert und verehrt, gehören zum Menschsein und es ist ein archaisches Element, dass große Vorbilder in der Verehrung auch entsprechend überhöht werden. Schon in der griechischen Mythologie gab es die Heroen, die aufgrund ihrer Stärke, ihres Mutes und ihrer Taten als Halbgötter verehrt wurden und von denen man annahm, dass sie deshalb im olympischen Himmel verkehrten. Auch die christlichen Heiligen wurden so zu einer starken Brücke vom Diesseits ins Jenseits.

Auch wenn später manches verniedlicht wurde, wirken in den Märtyrerelegenden noch Elemente des antiken Heldenkults nach. Manche Heilige erscheinen mit ihren Taten und Wundern wie die Nachfolger der griechischen Heroen. Das Bedürfnis nach Helden ist offensichtlich eine existenzielle Grunddimension. Heute sind es weniger die Heiligen, doch die Verehrung von Stars und der Kult um ihre ‚Reliquien‘ in den zeitgenössischen Fanstores ist quantitativ um nichts geringer als früher; und gleichzeitig ein großer Markt. Waren es früher die Helden im Glauben, sucht man sie heute eher in den Revieren von Sport und Film. Filmstars opfern alles, um berühmt zu werden, und die Sportstars riskieren dafür auch noch Kopf und Kragen. Verloren gegangen ist inzwischen die Dimension, die über sie selber hinausweist. Die frühen Märtyrer gingen nicht in den Tod, um berühmt zu werden. Sie gingen in den Tod für Gott, für etwas Größeres, das weit über sie hinausging.

DIE MITTELALTERLICHE HELDEN-SCHMIEDE

So grausam die Schilderungen der Christenverfolgung schon bei Eusebius sein mögen, sind sie doch nichts im Vergleich zu den spätmittelalterlichen Ausschmückungen wie bei den Nothelfern. In diesen Geschichten überleben die heiligen Delinquenten regelmäßig nicht nur die Folter, sondern auch mehrere Tötungsversuche hintereinander; am Ende werden sie dann meistens sicherheitshalber geköpft oder ertränkt. Von solchen ‚Mehrfach-Tötungen‘ ist bei Eusebius noch nichts zu finden. Im Mittelalter entstand ein eigener literarischer Topos, der aus den Verfolgungserzählungen regelrechte Horrorgeschichten machte und entlang der Grenze zu Sadomasochismus für entsprechenden Nervenkitzel sorgte. Ein bisschen Nervenkitzel sei auch den mittelalterlichen Menschen zugestanden, der Kern der Sache war aber ein anderer. Diese als heilig verehrten Märtyrerinnen und Märtyrer waren inzwischen zu Fürsprechern geworden sowohl in privaten wie öffentlichen Anliegen und je heldenhafter ihre Geschichten klangen, umso mehr traute man ihnen zu. Die Legenden wurden immer bildgewaltiger ausgebaut und aus den Märtyrern wurden nahezu unsterbliche Helden. Wenn die mittelalterlichen Menschen merkten, dass das wirkte, hatten sie vermutlich weniger Skrupel als wir heute; ‚dümmer‘ waren sie deshalb noch lange nicht.

Je mehr diese Heldinnen und Helden an Qualen auszuhalten vermochten, je Wundervolleres sie zuwege brachten, umso mehr steigerte sich ihre Wirkkraft. Die Wirkkraft von Personen, an die man glaubt, an denen man sich orientiert, zu denen man aufsieht, nährt sich nie nur aus dem historisch Faktischen, sondern aus dem Narrativ. Erst die Erzählung macht daraus die Person, auf die man baut. Wenn Sterbende zur heiligen Barbara beteten um eine gute Sterbestunde, dann halfen ihnen die Geschichten dieser unerschrockenen Heldin, die den Tod nicht scheute und der sogar Engel und Christus persönlich immer wieder halfen, die erlittenen Wunden zu heilen. Wenn hochschwangere Frauen zur heiligen Margareta beteten um eine gute Geburt, dann war ihnen die Geschichte dieser Frau, die sogar einen Drachen besiegte, einfach hilfreich. Die Frage nach der historischen Existenz dieser Heiligenfiguren war schlichtweg irrelevant. Sowohl für Barbara wie für Margareta gibt es keine historischen Belege, aber es gibt unzählige Belege für



Nachdem die beiden Nothelferinnen Barbara (links) und Margareta mehrfache Folter überstanden hatten, wurden sie hingerichtet. Flügelaltar in St. Nikolai, Oberbobritzsch (Sachsen), von einem unbekanntem Künstler, 1521

ihre Wirkmacht in der Lebensform gläubiger Menschen, die sie in ihrer Not angerufen haben. Vermutlich würde Wittgenstein auch hier sagen: „Lach’, wenn du kannst.“

VON DEN MÄRTYRERN ZU DEN BEKENNERN

Die erste Welle der Heiligenverehrung bezog sich also auf jene Männer und Frauen, die wegen ihres Glaubens an Christus getötet wurden. Als ‚heilig‘ galten sie schon allein deshalb, weil sie für ihren Glauben das Leben lassen mussten. Nach der Konstantinischen Wende ab 313 veränderte sich diese Sachlage völlig. Gut sechzig Jahre später, 380 unter Kaiser Theodosius, wurde das Christentum bereits zur römischen Staatsreligion und Märtyrer gab es schon lange keine mehr. Es war die Zeit der politischen Anpassung des Christentums, die Phase des Übergangs von der privaten religiösen Bewegung zur etablierten Kirche. Gleichzeitig waren es die Jahre, in denen das junge Christentum erstmals nach außen wahrnehmbar wurde, ein öffentliches Gesicht erhielt, und das in einer Form, die für lange Zeit kulturstiftend wurde. Sakraler Kirchenbau, christliche Kunst und geistliche Musik prägten für die nächsten 1500 Jahre die europäische Kultur.

Nachdem das Christentum aus dem Untergrund in die offizielle Anerkennung kam, Organisationsstrukturen und Ämter entwickelte, folgte zweifellos auch eine Art „Veralltäglichung“ der ursprünglichen religiösen Impulse. Der Weg von der im selben Jahrhundert noch verfolgten religiösen Bewegung hin zur Staatskirche war kein ungefährlicher. Die Kirche war nach der Konstantinischen Wende erst dabei zu lernen, mit der neu gewonnenen Macht und Freiheit umzugehen. Angeregt durch die prachtvollen Kirchenbauten, die Kaiser Konstantin selber errichten ließ, wurden zunehmend Elemente des römischen oder mehr noch des byzantinischen Kaiserkults in die Liturgie übernommen. Die Übertragung des kaiserlichen Hofzeremoniells betraf auch die Rolle des Bischofs, der in den großen Basiliken einen Thron bekam und den man mit Niederwerfungen und Weihrauch verehrte. Diese gesellschaftliche Aufwertung des Bischofs und seines Klerus wird anfangs manche befremdet haben. Unweigerlich vergrößerte sich damit – äußerlich betrach-

tet auf jeden Fall – die Distanz zum Evangelium, in dem Jesus auf dem Esel in Jerusalem einzieht und predigt, dass die Letzten die Ersten sein werden. Es war schlichtweg Zeit für neue Heilige: die Zeit der Bekenner, wie man sie nannte, nach der Zeit der Märtyrer.

DIE GROSSEN ASKETEN

Der erste war kein Geringerer als der Vater der Mönche, Antonius von Ägypten († 356), der sich schon im 3. Jahrhundert völlig in die ägyptische Wüste zurückzog, um in radikaler Konsequenz das Evangelium zu leben, wo es heißt: „Wenn du vollkommen sein willst, dann verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen.“ (Mt 19,21) und „Sorget euch nicht um den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen.“ (Mt 6,34). Die ägyptischen Wüstenväter waren eine Art religiöser Abenteurer, die mit einigem Mut in dieser völlig reduzierten Form ein spirituelles Leben streng nach dem Evangelium führten. Auf die Märtyrer hin betritt nun ein neuer Typ des geistlichen Menschen die Bühne der christlichen Geschichte: der „Gottesmann“ (vir dei), der in freiwilliger Form auf alles verzichtet, um ganz nur für Gott da zu sein. Das spirituelle Leben in völliger Weltabgewandtheit und radikaler Askese wurde zum Prototyp der neuen Heiligen, der sogenannten Bekenner.

Es wäre aber ein historischer Irrtum zu glauben, dass es nur Gottesmänner gegeben hätte. Schon neben den Wüstenvätern gab es in den Wüsten von Ägypten, Syrien und Palästina auch Wüstenmütter, die ein strenges asketisches Leben führten, eine selbstbewusste asketische Frauenbewegung bereits im frühen Christentum. Prägender vor allem im Westen wurde die „Dienerin Gottes“ (famula dei), die als Frau niemand anderem dient als Gott. Die Askese dieser Gottesfrauen bestand zuerst einmal in ihrem Gelübde zur Jungfräulichkeit. Heute ist man geneigt, solche Dinge vor allem sexualmoralisch zu sehen, doch dieses Gelübde war eher eine Form der weiblichen Emanzipation. Üblicherweise wurden junge Frauen nach der Pubertät unabhängig vom eigenen Willen von ihren Eltern in eine Ehe versprochen. Auch die Existenz einer römischen Ehefrau war weit entfernt von einer selbstbestimmten Lebensweise. Der fast aufrührerische Verzicht auf die Ehe war damit ein radi-



Der Asket Antonius in seinem Baumstumpf, während sich seine Versucher in skurrilen Gestalten rüsten. Gemälde im Prado-Museum in Madrid von Hieronymus Bosch, nach 1500

kaler Ausbruch aus familiären Zwängen und einengenden Traditionen. Als Dienerin Christi wird sie unabhängig von den vorgegebenen weiblichen Rollenzwängen. Das Keuschheitsgelübde im Namen Christi kommt damit einer Art weiblicher Unabhängigkeitserklärung gleich. Diesen selbstbewussten Akt der weiblichen Eigenständigkeit aus dem christlichen Glauben heraus gab es schon bei frühchristlichen Frauen, die deshalb das Martyrium erleiden mussten. Das Thema findet sich auch in vielen weiblichen Heiligenlegenden des Mittelalters von der heiligen Barbara bis zur heiligen Kümmeris. Immer wieder geht es um selbstbewusste Frauen, die sich in Christi Namen weigern, den Mann zu heiraten, den der Vater für sie ausgesucht hat.

MARTIN VON TOURS

Der Impuls der Wüstenväter des Ostens kam in die westliche Kirche durch Martin von Tours, dem bedeutendsten Heiligen in der kirchlichen Übergangsphase hin zur Staatsreligion. Martin war der erste Heilige, der kein Märtyrer mehr war. Er war der erste eigentliche Bekenner, der heute, abgesehen von der Mantelteilung, weitgehend nur noch über Gänsebraten und Faschingsbeginn wahrgenommen wird. Im 4. Jahrhundert entwickelte sich aus den Wüstenvätern das Zölibatentum, indem Einsiedler begannen, gemeinsam unter einem Dach zu leben, jeder für sich und doch in Gemeinschaft. Diese Lebensform brachte Martin in den lateinischen Westen und sie muss ausgestrahlt haben. Er blieb nämlich als Einsiedler nicht lange allein, vielmehr scharten sich immer mehr Brüder um ihn und das erste westliche Kloster entstand. Ein asketischer Gottesmann wie Martinus stellte einen anziehenden Gegenpol dar im Zuge der Etablierung der Kirche. Das Volk wollte ihn als Bischof auch gegen den Willen anderer Bischofskollegen, die ihn des Amtes für nicht würdig hielten. Man brachte sein unansehnliches Äußeres ins Spiel, seine armselige Kleidung und das ungepflegte Haar. Einen Eremiten in einem Amt, das zunehmend den Reichsbeamten des römischen Kaiserreichs gleichgestellt wurde, konnten sie sich nicht vorstellen. Als radikal-asketischer Bischof war er die leibhaftige Infragestellung seiner eigenen der Macht angepassten Kollegen.



*Der heilige Martin als Ritter auf dem Pferd bei der Mantelteilung.
Bemalte Kassettendecke in Nenzing-Beschling von Christian Lutz,
Ende des 17. Jahrhunderts*

Martin von Tours faszinierte das gläubige Volk wegen der konsequenten Lebensweise, seiner Ausstrahlung und Glaubwürdigkeit und nicht zuletzt, weil er in seiner Art, den Glauben zu leben, eben kein Repräsentant der aufkommenden kirchlichen Elite war. Die Aristokratisierung der Heiligengeschichten erfolgte erst im Frühmittelalter unter den Merowingern. Von da an ist es für lange Zeit die vornehme Geburt, die fast als Voraussetzung für Heiligkeit angesehen wurde, und von da an mehren sich die vielen adeligen Heiligen. Nach den Märtyrern waren es aber zuerst die asketischen Männer und Frauen, die gerade vom Volk als heilig verehrt wurden. Sie waren für das Volk nicht unbedingt Vorbilder, die man nachahmen wollte, sondern eher bewunderte Nachahmer des Evangeliums, die man verehrte – und das manchmal sicher auch im widerständigen Kontrast zur zunehmend sich etablierenden Kirche.

DIE VERMITTLUNG ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Bei den Märtyrern ging man schon wegen der erlittenen Qualen und des gewaltsamen Todes im Namen Christi davon aus, dass sie nach ihrem Tod im Himmel seien. Dieselbe Annahme wurde auf die Bekenner übertragen, die neuen Gottesmänner und Gottesfrauen, die wegen ihrer asketischen Leistungen den sicheren Platz im Himmel haben. Die Lebensgeschichte des Martin von Tours zeigt, wie er als asketischer Gottesmann in Abhebung von etablierten Würdenträgern für das Volk schon zu Lebzeiten zum Berater und Heiler wurde. Warum sollte er das nicht auch nach seinem Tod sein?

In diesem Sinn wurden die Heiligen zunehmend zu einer Brücke vom Diesseits zum Jenseits, vom realen ins himmlische Leben. In den orthodoxen Kirchen stehen auf Augenhöhe zuerst einmal eine ganze Reihe heiliger Frauen und Männer, bevor meist hoch über ihnen die biblischen Geschichten folgen und dann quasi im Himmel die Gottesmutter und Christus als Weltenherrscher. Schon in der spätantiken Kaiserzeit ist das Christusbild, das Bild des menschengewordenen Gottes, derart in die herrscherliche Höhe entrückt worden, dass ein Bedürfnis nach Vermittlung entstand, und in diese Rolle rückten die Heiligen. Was immer alles mit hineinspielte, dass man nicht mehr den Vater im

Himmel direkt um etwas bat, rückten die Heiligen in ihren vermittelnden Rollen zwischen Himmel und Erde zu Fürsprechern der Menschen auf. Vielleicht war dem gläubigen Volk auch der abstrakte Gott der Theologen zu abgehoben. Jedenfalls wandte man sich mit den persönlichen Anliegen zunehmend an nahestehende Heilige mit der Bitte, dass sie in eigener Sache im Himmel Fürsprache halten mögen. Entsprechend den überhöhten Heiligenlegenden traute man ihnen auch in der himmlischen Vermittlung einiges zu.

Die Vermittlungsinstanz der Heiligen wurde von den Reformatoren gänzlich in Frage gestellt und im Evangelium ist auch kaum etwas davon zu finden. Vielleicht ist die menschliche Natur auf Dauer nicht immer so ‚stramm‘, wie es der biblische Glaube fordern würde. Spirituelle Krücken scheinen da manchmal eine willkommene Hilfe zu sein. Und so bevölkern zunehmend die katholischen und orthodoxen Kirchen ganze Scharen von Heiligen. Die Auswahl ist wirklich groß, die den Gläubigen zur Verehrung angeboten wird, bzw. die die Gläubigen von sich aus schufen. Die Heiligenverehrung zeigt, wie stark die Volksreligiosität das Glaubensleben bestimmte, nicht selten mehr als die hohe Lehre. Aus der großen Schar von Heiligen, aus Namen und Bildern war es möglich, die persönliche Bezugsperson zu wählen, an die man sich mit den innersten Anliegen oder auch dem persönlichsten Schmerz wenden konnte.

Muss man als Christ an solche Dinge glauben? Die evangelischen Kirchen lehnen die Heiligenverehrung grundsätzlich ab. Das Lehramt der katholischen Kirche hält die Frage offen, verpflichtet aber nicht. Zum einen dürfen die Heiligen verehrt und zum eigenen Nutzen angerufen werden. Zum anderen gibt es keine Pflicht zur Heiligenverehrung und sie ist auch nicht heilsnotwendig. Ob sie trotzdem heilsam sein kann, ist vermutlich keine theoretische Frage, sondern eine der gelebten Praxis.

Allerdings wäre es unhistorisch, die Verehrung der Heiligen mitsamt ihrem Reliquienkult nur als Angelegenheit der Volksreligiosität zu sehen. Die größten Reliquiensammler waren Päpste, Kaiser, Bischöfe, Fürsten und nicht zuletzt auch Hildegard von Bingen mit ihrer ansehnlichen Sammlung. Alles zusammen als „Religion des katholischen Pöbels“ abzutun, wie man es bei protestantischen Autoren lesen konnte, greift geschichtlich zu kurz. Sie ist kein verpflichtender Bestandteil des katholischen Glaubens, aber sie war

jahrhundertlange offizielle Praxis der katholischen Kirche und ist es heute noch. Von keinem Katholiken ist allerdings verlangt, diese Praxis zu teilen.

DIE PRAXIS DER HEILIGSPRECHUNG

Bis ins hohe Mittelalter hatte im Grunde das Volk für sich entschieden, wen es für heilig hält. Als ‚heilig‘ galt schlichtweg, wer als heilig verehrt wurde. Martin von Tours erfuhr nie eine Art von Heiligsprechung und doch wurde er sofort nach seinem Tod nicht nur vom Volk, sondern auch von der Amtskirche als Heiliger verehrt. Die vermutlich erste formelle Heiligsprechung durch einen Papst betraf Ulrich von Augsburg am Ende des 10. Jahrhunderts. Doch auch hier hinkte die amtliche Kanonisierung nur nach, da er bereits kurz nach seinem Tod 973 als „sanctus“ bezeichnet und entsprechend verehrt wurde. Die Grabstätte, die er noch selber in Auftrag gab, wurde unmittelbar nach seinem Tod zum Wallfahrtsort für viele Gläubige. Die päpstliche Heiligsprechung erfolgte erst zwanzig Jahre später im Rahmen einer Synode im Lateran; wobei keine originale Urkunde mehr erhalten ist.

Ab dem 12. Jahrhundert wurde der Papst – offiziell zumindest – allein zuständig für Heiligsprechungen. Innozenz III. nahm um 1200 vermutlich erstmals diese generelle päpstliche Vollmacht in Anspruch. Dazu wurde ein eigenes Verfahren entwickelt mit einem Fürsprecher (advocatus dei = Anwalt Gottes) und einem Gegensprecher (advocatus diaboli = Anwalt des Teufels). Die Päpste des Mittelalters handhabten das Instrument der Heiligsprechung sehr restriktiv. Während die römische Kurie im Mittelalter nur 79 Personen offiziell heiligsprach, brachte die Volksfrömmigkeit gleichzeitig hunderte neuer Heiliger hervor auch ohne päpstliche Beteiligung. Insofern ist es sicher richtig, dass die Heiligenverehrung in der katholischen und orthodoxen Kirche immer auch einen volkstümlichen Anteil hatte.

Um die barocke Flut der Heiligen- und Reliquienverehrung zu regulieren, schuf Urban VIII. im Jahr 1634 ein neues, strengeres Verfahren zur Heiligsprechung (Kanonisierung), das entsprechende Wartezeiten und nachgewiesene Wunder verlangte. Das quasi erste Opfer dieser Neuregulierung war Fidelis von Sigmaringen; die bereits bevorstehende Heiligsprechung des Ka-

puzinerguardians aus Feldkirch verzögerte sich damit um Jahrzehnte. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil versuchte man den Heiligenkalender nach modernen Maßstäben auszuräumen. Heilige, deren Existenz historisch nicht nachweisbar ist, wurden aus dem Kalender entfernt; darunter auch so prominente und beliebte Nothelfer wie Barbara, Christophorus oder Katharina von Alexandrien. Aber auch hier hatte die Volksfrömmigkeit den längeren Atem, da diese Heiligen de facto heute unverändert verehrt werden und auch in den liturgischen Büchern wieder aufscheinen. Papst Benedikt XVI., der in solchen Fragen weniger rigoros war, erlaubte dem deutschen Verband der Straßenwärter immerhin wieder die Verwendung des heiligen Christophorus als Patron des Berufsstandes⁷.

Heute setzt der Heiligsprechungsprozess in der Regel eine formelle Seligsprechung voraus. Bei allen Kandidaten, die keine Märtyrer waren, ist der Nachweis von Wundern gefordert. In den Kanonisierungsverfahren der Neuzeit werden die angezeigten Wunder von unabhängigen Fachleuten untersucht. Verstorbene, die in den offiziellen Kanon aufgenommen wurden, dürfen weltweit als Heilige verehrt werden, während Selige solche sind, deren Verehrung auf eine bestimmte Region begrenzt ist (z. B. der Selige Carl Lempert für Vorarlberg). Mit der Kanonisation erlangen sie den Titel „Sanctus“, dürfen bildlich mit Heiligenschein (Nimbus) dargestellt und in Mess- und Gebetsbüchern verehrt werden. Darüber hinaus dürfen ihnen Kirchen, Kapellen und Altäre geweiht und sie können zu Patronen für Länder, Diözesen oder besondere Anliegen ernannt werden. Diese Vorschriften zeigen, dass die Verehrung der Heiligen primär aus der religiösen Praxis stammt und die Amtskirche eher regulierend tätig war. Dass vielfältige Auswüchse im Mittelalter und Barock solcher eindämmenden Regularien bedurften, steht außer Frage.

RELIQUIEN UND RELIQUIENKULT

Eine sichtbare Manifestation der christlichen Heiligenverehrung ist der Reliquienkult, auch wenn es eine Verehrung von „Überbleibseln“ (lat. reliquiae)

⁷ Vgl. www.heiligenlexikon.de/BiographienC/Christophorus.htm

auch in außerchristlichen Religionen gibt. Reliquien sind Überreste (vor allem Gebeine) von Heiligen oder Seligen und im weiteren Sinn auch alle Dinge, die sie in ihrem Leben benutzten (Kleider, aber auch Marterwerkzeuge) bzw. auch Dinge, die mit den verstorbenen Leibern in Kontakt kamen (sogenannte Berührungsreliquien, meist Tücher). Schon in der Apostelgeschichte (19,12) wird berichtet, wie dem Apostel Paulus die Schweißtücher weggenommen wurden, um sie Kranken aufzulegen.

Galt die Verehrung der Gräber ursprünglich als heidnisch, kam im Laufe des 2. Jahrhunderts mit der Märtyrerverehrung die Verehrung ihrer Reliquien auf und diese erfolgte vorerst an den Grabstätten der Märtyrer außerhalb der Stadtmauern. Für die Römer galt die Regel, dass Verstorbene nur außerhalb der Stadtmauern bestattet werden durften; was vermutlich schon aus hygienischen Gründen Sinn machte. Die Stadt Rom wurde auf urzeitlichen Lavamassen erbaut. Damit war es kein Problem, außerhalb der Mauern in den vergleichsweise weichen vulkanischen Tuffstein riesige Grabanlagen hineinzuschneiden, die sogenannten Katakomben.

Entgegen manchen Rom-Mythen sind die Katakomben nicht von frühen Christen während der Verfolgung gegraben worden. Sie sind zuerst einmal nichts anderes als die offiziellen Grabstätten der riesigen Weltstadt Rom, die in der Spätantike über eine Million Einwohner hatte. Relativ mühelos konnte man die benötigte Grabanlage Gang für Gang, Etage für Etage immer weiter und tiefer in den Tuffstein hineinschneiden. Bestattet wurde meist ohne Sarkophage, die in Tücher gewickelten Leichname wurden in Steinbetten gelegt. Wenn im Hollywood-Film „Quo vadis?“ Petrus in den Katakomben hunderten von Gläubigen eine Predigt hält, dann sind das Bilder, die der dortigen Realität nicht standhalten. Die Katakomben waren ‚lebendig‘, da wuselte es nur so unter den verwesenden Leibern und die dazugehörige Geruchskulisse will man sich lieber gar nicht vorstellen. Größere Räume gab es höchstens im Eingangsbereich der Katakomben, danach kam ein finsternes, labyrinthisches System von kilometerlangen Gängen, in dem sich nur die professionellen Bestatter auskannten.

Die frühen Christen sahen im Grab gleichzeitig die Stätte der künftigen Auferstehung. Von den Märtyrern nahm man an, dass sie bei der Wiederkunft des Herrn als Erste auferstehen werden, womit ihre Grabstellen zu

besonderen Orten wurden, die man schon früh verehrte. Seit Anfang des 2. Jahrhunderts wurde unterhalb der Peterskirche, genauer gesagt unter dem jetzigen Papstaltar, die Grabstätte des Petrus verehrt. Da man ein Stück weit zumindest immer noch auf die baldige Wiederkunft des Herrn hoffte, wurde es attraktiv, in der Nähe von prominenten Märtyrern begraben zu sein. So ließ sich Constantia, die Tochter Kaiser Konstantins, neben der Grabstätte der heiligen Agnes ihr eigenes stattliches Mausoleum bauen. Abgesehen von San Giovanni im Lateran, dem von Konstantin erbauten „Haupt und Mutter aller Kirchen“, entstanden die weiteren frühchristlichen Basiliken über berühmten Märtyrergräbern wie Alt-St. Peter bzw. eben ‚außerhalb der Mauern‘ (it. fuori le mura) wie St. Paul vor den Mauern, St. Agnes vor den Mauern oder St. Lorenz vor den Mauern. Es waren riesige Memorialkirchen, die errichtet wurden zur Verehrung der dort bestatteten Märtyrer; und vermutlich auch in der Erwartung ihrer baldigen Auferstehung im nahenden Ende der Zeiten.

Schon für die Römer war es üblich, sich zum Gedenken der Verstorbenen an den Gräbern zu treffen. Dieser Brauch wurde von den frühen Christen übernommen und so traf man sich bei den Gräbern, um Eucharistie zu feiern und miteinander zu essen und zu trinken. Anfangs gehörten diese beiden Dinge zwingend zusammen, zumal in der an den Gottesdienst anschließenden Agape auch die Armen der Gemeinde mitversorgt wurden. Gerade während der Christenverfolgungen traf man sich an den Gräbern von Märtyrern, deren Jahrestag man kannte. Heilige feiert man grundsätzlich an ihrem Todestag, dem Geburtstag ihres neuen Lebens im Himmel. Traf man sich also an einem solchen Tag an den Gräbern, konnte man sicher sein, andere Christen zu treffen, und fiel auch nicht auf, weil solche Totenfeiern üblich waren bei den Römern. Die Reste von großen Umlaufbasiliken an den Märtyrergräbern in Rom zeugen von solchen Bräuchen noch nach der Konstantinischen Wende. Zeitgenössische Hinweise deuten darauf hin, dass es beim gemeinsamen Essen und Trinken dann aber auch zunehmend ausgelassen zugeing.

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts drehte sich der Brauch und zunehmend wurden die Gebeine der Märtyrer in feierlicher Erhebung und Translation von den Katakomben in die Kirchen der Stadt gebracht, wo sie unter oder in den Altären beigesetzt wurden. Während der Wirren der Völkerwanderung



Mit einer Prunkrüstung geschmückte Reliquie des Katakomben-Heiligen Pankratius in Wil (SG)